

spezialisierten Weltpriester der Heimat auch ohne besondere Missionsvorbildung z. B. an einer katholischen Universität der Missionen eine Professur für Sprachen, westliche Literatur, Naturwissenschaften, Soziologie, westliche Kultur übernehmen oder als Berater für Sozialinstitute, Kulturinstitute, sozialwirtschaftliche Unternehmungen usw. tätig sein könnte, vielleicht auch fürs Leben. Wenn solche Priester vorzeitig zurückkehrten, würde das Gesamtgefüge der Mission nicht erschüttert, da die Stellung des betreffenden Geistlichen ja nicht einen absolut wesentlichen Posten der hierarchischen Organisation der Mission betrifft. Man könnte sich sogar denken, daß bestimmte Spezialisten in der Mission bei den Orden auch nicht aufgetrieben werden können und daß man mit Nutzen auf einen heimatlichen Weltpriester zurückgreifen müßte, um etwas Großes zur Entfaltung zu bringen.

Es ist auch nicht zu übersehen, daß Weltpriester, die aus der unmittelbaren Seelsorge in der Heimat heraus Missionsposten bekleideten, ihre Konfratres in der Heimat in eine viel persönlichere und unmittelbarere Verbindung mit dem Missionswerk bringen könnten, was sich in einem dringend erwünschten gesteigerten Interesse für die Mission auswirken würde. Die Weltpriester würden dann mehr darüber nachdenken, daß sie als Gehilfen der Bischöfe in gewissem Sinne auch Teilhaber jener Verantwortung sind, die auf jeder Diözese für die universale Kirche ruht.

Eine letzte Frage, die auch Paventi stellt: „Sind Ordens-

leute für die Missionsarbeit geeigneter als Weltpriester?“ Paventi meint, man könne nicht leugnen, daß die Praxis der evangelischen Räte die Ordensleute geeigneter für das Missionswerk mache, das tiefe Heiligkeit und vollkommene Bewegungsfreiheit verlange. Auch erleichtere das Gehorsamsgelübde die Rekrutierung und eine regelmäßige Sendung des Nachwuchses. Aber Paventi erklärt ebenso offen, daß man nicht so weit gehen dürfe, den Ordensstand als eminent missionarischen Stand zu betrachten, da dieselben Vorteile auch in den Weltpriester-Missionsinstituten gefunden werden könnten, wo die Mitglieder sich durch Eid binden, überallhin sich senden zu lassen, wo die ganze Gemeinschaft nur dem Missionsdienst gewidmet ist und wo die Mitglieder nicht zwischen den Forderungen eines Ordens an seine Leute und den Bedürfnissen der werdenden Kirche in Konflikt geraten können. Paventi folgert: „Man kann also den Schluß ziehen, daß Ordensmissionare und Säkulare in gleicher Weise für die apostolische Arbeit geeignet sind, vorausgesetzt, daß sie zweckentsprechend organisiert sind und von jenem Hunger nach Seelen getrieben werden, der den Aposteln Christi eigen ist.“ Es besteht also für Ordensleute und Weltpriester unter gewissen Umständen die gleiche Möglichkeit, dem Missionswerk zu dienen. Darf man daraus nicht die entsprechenden Folgerungen für die Teilnahme der Weltpriester am Weltapostolat in einer Missionslage ziehen, die zeigt, daß wir mit den bisherigen Methoden des Kräfteinsatzes nicht weiterkommen?

Fragen des sozialen, wirtschaftlichen und politischen Lebens

Russischer Alltag nach neuen russischen Romanen

Es ist bekannt, daß die russische Literatur einem ganz bestimmten Ideal folgen muß, dem sogenannten „sozialistischen Realismus“, und daß dieser Realismus kein Realismus ist. Er hat einen Zweck: er soll neue Menschen erziehen; denn der Schriftsteller ist ein „Seeleningenieur“. Er soll den Menschen nicht zeichnen als den, der er ist, sondern als den, der er sein soll. Es ist darum nicht leicht, aus der russischen Literatur etwas über den wirklichen Menschen im heutigen Rußland zu erfahren — so wie alle anderen Quellen für diese Kenntnis nur spärlich rinnen und nur mit Vorsicht benutzt werden können. Immerhin kann man, wenn man die neuen Romane der Sowjetliteratur unter diesem besonderen Aspekt liest und sorgfältig interpretiert, einige Züge des russischen Lebens, wie es wirklich ist, aufspüren, und das ist eben darum von so großem Interesse, weil die Quellen zu unsrer Kenntnis der russischen Wirklichkeit so spärlich sind. Das Unternehmen wird übrigens dadurch ein wenig erleichtert, daß der Krieg in Rußland auch hierin, wie in manchem anderen Bereich — etwa dem des religiösen Lebens —, eine Lockerung gebracht hatte. Erst in der zweiten Hälfte des Jahres 1946 wurden die Zügel wieder straffer angezogen im Gefolge der allgemeinen ideologischen Versteifung unter Führung von Idanow.

P. Robert Bosc SJ hat in „Etudes“ in der Nummer von Juli/August 1951 eine solche Auswertung sowjetrussischer

Romane versucht. Eine ganze Anzahl solcher Romane sind ins Französische übersetzt und damit dem Westen zugänglich gemacht worden. Der Verlag der Editeurs français réunis hat drei Romane von Vera Panova veröffentlicht, die Bosc für ein wirklich großes erzählerisches Genie hält, die einzige wahrhaft große Begabung seit dem Tode Alexei Tolstois und dem Verstummen Scholochows; der gleiche Verlag hat einen Roman „Fern von Moskau“ von Ajaev gebracht, den Bosc darum weitgehend auswertet, weil er den Stalinpreis von 1949 erhalten hat und in der UdSSR uneingeschränkt gelobt worden ist. Im Begriff zu erscheinen ist im gleichen Verlag: S. Babaevski, Der Ritter vom Goldenen Stern. Hauptsächlich diese Werke liefern P. Bosc seine Unterlagen. (Wir behalten die französische Schreibweise der russischen Autornamen aus bibliographischen Gründen bei, für den Fall, daß jemand diese Bücher bestellen möchte.)

Die Triebfedern des Handelns

So sehr also auch die sowjetischen Schriftsteller ihren Lesern immer ein und dasselbe Ideal vorhalten müssen, so gleichmäßig die Entwicklung ihrer Gestalten bei diesem Ziel enden muß, so müssen sie doch anfangen mit der Darstellung des gewöhnlichen Lebens, des einfachen Durchschnittsmenschen, der dann emporgehoben wird zum echten Kollektivmenschen. Und dieser einfache Durchschnittsmensch, der wirkliche Mensch, wie er in Rußland lebt — von was für Triebfedern ist sein Leben und Handeln bestimmt? Das ist der erste Punkt, an dem

P. Bosc ansetzt, um unter dem Firnis des Sowjetideals das wirkliche Leben aufzuspüren. Die allgemeinste Triebfeder des menschlichen Handelns in der Sowjetunion nun ist, wie überall auf der Welt, die Gier nach Reichtum, die Gier nach Besitz! In dem Roman „Kroujilika“ von Vera Panova feiern die Freunde den aus dem Krieg heimkommenden Lukaschin: „Jetzt bist du Eigentümer (er hat eine kleine Erbschaft gemacht), dein Haus ist größer als unseres. Du kannst an Touristen vermieten. Du wirst reich werden.“ Zwei Taugenichtse und Landstreicher unterhalten sich in dem gleichen Roman über die bequemste Weise, viel Geld zu verdienen. Der Schofför Mirzoiew hat ein besonderes Talent zum Geschäftemachen (Privatgeschäfte natürlich). Die Privatsekretärin des Direktors „liebte es, gut zu leben; um mehr zu verdienen, schrieb sie Manuskripte ab, machte Buchprüfungen. Sie machte Geld durch Stenographieren, durch Stundengeben“. Kurz, für all diese Leutchen in „Kroujilika“ ist die Arbeit nur ein Mittel, um Geld zu verdienen. Und diese Leute sind sympathisch gezeichnet, d. h. sie gehören zu den „Positiven“ (die sowjetische Literatur darf nur „positive“ und „negative“ Charaktere zeichnen, nicht Gutes und Böses gemischt, damit niemand sich über die Nutzenanwendung des Buches täuschen kann). Die armen Leute in Rußland denken also nur daran, sich durchzuschlagen, wie überall sonst auf der Welt. Es kommt ihnen nicht in den Sinn, die Überbleibsel des kapitalistischen Geistes in sich auszurotten! Die Autorin ist betrübt darüber; aber was kann sie daran ändern? „Es gibt Leute, die ein Vierteljahrhundert im Lande des Sozialismus gelebt haben und die doch noch nicht viel von einem Sozialisten an sich haben“, heißt es bei Ajaev.

Die Techniker und Direktoren, die ihre gehobene Position von Geldsorgen befreit hat, lassen sich von höheren Trieben bewegen. Sie wollen sich hervortun, Erfolg haben, oder auch einfach Macht ausüben. Fast alle „negativen“ Gestalten der sowjetischen Romane suchen so ihren eigenen Gewinn auf Kosten der Kollektivität; das ist eines der gebräuchlichsten Klischees der „sowjetischen Hagiographie“, wie P. Bosc es nennt. Selbst die besten Direktoren bei Vera Panova geben immer wieder ihrem Verlangen nach persönlicher Machtentfaltung nach und ordnen ihre freien Entscheidungen nur schwer den Parteidirektiven unter. Daraus entstehen Rivalitäten zwischen Direktoren und Kommissaren, die sich ganz öffentlich entfalten.

Konflikte zwischen technischer Direktion und Funktionären

Einer der wichtigsten Konfliktstoffe im sowjetischen Leben ist der zwischen Arbeitsleistung und Gesinnung. Die Direktoren sind die Männer, denen es um die Leistung geht und die die Arbeiter fördern, die ihre Sache am besten verstehen. Aber daneben gibt es den Gewerkschaftsführer, der an wichtigen Stellen die Arbeiter sehen will, die in seinen Kommissionen sitzen. Ein solcher Konflikt ist Gegenstand des Romans „Kroujilika“. Dabei erweist es sich, daß Listopad, der Direktor, sich der Sünde des Individualismus schuldig macht. Die Parteifunktionäre verschiedenen Grades aber vertreten die reine Lehre, die großen Prinzipien, den puritanischen Willen, jeden Egoismus zu verbannen zugunsten des Kollektivs. Der gleiche Geist herrscht in Ajaevs Roman „Fern von Moskau“, in dem ein Arbeitskommando eine Rohrleitung für Petroleum im fernsten Ostsibirien legen soll. Die Beglei-

sterung einiger Parteimitglieder und besonders einer Komsomolzengruppe reißt schließlich auch die Widerstrebendsten mit. Ein alter Ingenieur, der bei dieser Arbeit beschäftigt ist, noch ganz im Bannkreis individualistischer Gedanken aufgewachsen, bekehrt sich allmählich, bis der Moment kommt, wo er bei einem jungen, sehr kommunistischen Ingenieur gleichsam „beichtet“, sich Rat und Zuspruch holt und ein neues Leben beginnt. Diese Situation hebt P. Bosc ganz besonders hervor: die Kirche, die Popen, spielen natürlich in der sowjetischen Literatur, auch jetzt nach der Versöhnung mit der orthodoxen Kirche, keine Rolle. Aber ihre Aufgaben sind auf die Partei übergegangen. Sie ist der wahre Heilsapparat in dieser Welt, sie hat auf sich alle religiösen Werte vereinigt. Ihr beichtet man, und sie lehrt und erbaut. Nötigenfalls rekurriert sie dann auf den „weltlichen Arm“, wenn alle übrigen Mittel der Überredung erschöpft sind. Die Partei spielt in dieser Welt die Rolle der „Klerikalen“. In Betrieben, in denen technische und ideologische Leitung gut zusammenarbeiten, kann man also sagen, daß weltliche und geistliche Macht in gutem Einvernehmen stehen! In Vera Panovas Roman „Clair Rivage“ begeht der Direktor eines Tages, in bester Absicht, einen schweren Fehler und wird zur Rechenschaft gezogen. Er betont seine guten Absichten, „genau wie ein ertappter Mönch, der sich vor dem Kapitel entschuldigen muß, daß er die Güter der Gemeinschaft vergeudet hat“, sagt P. Bosc. Der Streitfall wird vor eine höhere Instanz getragen; es wird selbst mit der „Exkommunikation“, dem Ausschluß aus der Partei, gedroht, und natürlich beugt der „Schuldige“ sich zum Schluß, und alles endet in vollem Konformismus — vielleicht gesteigert darum, weil die Verfasserin zwei Jahre vorher, in „Kroujilika“, noch geschrieben hatte: „Sagt die Sowjetmacht mir: Denke nicht; ich denke für dich? Nein. Nichts dergleichen. Nur dem Dummen sagt sie: Tu dies und tu das, oder du bist verloren. Dem Klugen sagt sie: Denke gut. Denke selber. Erwäge alles reiflich; ich helfe dir.“

Das war 1947; 1949 darf so etwas nicht mehr geschrieben werden.

Aus alledem geht hervor, daß es Spannungen zwischen technischer und ideologischer Leitung gibt; aber eigentliche soziale Kämpfe darzustellen, würde wohl kein Autor wagen können. Kaum ahnt man durch ein paar Anspielungen etwas von der ungeheuren Wohnungsnot, die in Rußland herrscht, obwohl diese durch die politische Presse zugegeben wird. Wenn aber alle Personen dieser sowjetischen Romane so gute Wohnungen haben — liegt das nicht vielleicht daran, daß sie alle einer gehobenen Gesellschaftsschicht angehören, die eben anständig leben kann? Ist also die Sowjetliteratur vielleicht eine Klassenliteratur? Wo ist denn der einfache Arbeiter in all diesen Romanen der letzten Jahre?

Wo sind die Arbeiter?

In der Tat, die Helden all dieser neuen russischen Romane sind Fabrikdirektoren, Parteisekretäre, Ingenieure, Techniker, Ärzte, Studenten, Komsomolzen, allenfalls spezialisierte Arbeiter, „Schockarbeiter“, „Stachanowisten“. Die Masse des arbeitenden Volkes ist unsichtbar. In „Fern von Moskau“ tritt nur ein einziger stachanowistischer Vorarbeiter hervor, ein Streber, der die Faulen denunziert, „sozialistische“ Wettkämpfe organisiert, die Leute zu Tode schindet, kurz, nach westlichen Begriffen ein widerwärtiger Bursche. Hier aber ist er durchaus als „positiv“

gezeichnet. Krankheiten, Unfälle, selbst der Tod scheinen dem Autor keine behandelnswerten Gegenstände zu sein. Vielleicht sind die Arbeiter, die in diesen Gegenden Ostsibiriens eingesetzt werden, Strafkompagnien und darum der Beachtung nicht wert. Jedenfalls aber kann jener Stachanowist nicht als Typ des russischen Arbeiters gelten. So ist denn eigentlich immer nur die neue herrschende Klasse dargestellt.

Und diese herrschende Klasse hat ganz den herablassenden Ton der alten Bourgeoisie gegenüber ihren Untergebenen, mit „gutmütigem Lachen“, wie es bei Ajaev heißt, und nicht nur den asiatischen Stämmen gegenüber, die im fernen Osten arbeiten, sondern auch gegenüber dem russischen Arbeiter. Diese neue Klasse ist noch keineswegs gefestigt, das macht ihren Dynamismus aus. Alle wollen aufsteigen. Und das macht sie habgierig „in den Spuren des Kapitalismus“. Wenn sie sich von diesem Nachhall kapitalistischen Handelns fernhalten, so nicht, weil es ihnen mißfällt, sondern weil sie sehen, wie es denen ergeht, die noch von früher übriggeblieben sind, wie rechtlos sie sind, selbst wenn sie etwas leisten. Immerhin begnügt sich die Partei bei Leuten eines gewissen Alters mit einem äußeren Konformismus; nur von der Jugend verlangt sie Enthusiasmus und innere Disziplin.

Die Jugend

Ist es der Partei gelungen, die Jugend wirklich tief zu beeinflussen? Gewiß überall da, wo sie an Heimatliebe und Vaterlandsstolz appelliert. In den Kriegserzählungen werden häufig Handlungen einer heroischen und zweifellos aufrichtigen Jugend dargestellt. Der Zivilheroismus der Arbeit und der Hingabe an das Kollektiv scheint weniger verbreitet. Die sowjetischen Erzieher müssen mit allen Erziehern der Welt zugeben, daß ihre guten Ratschläge nicht viel gegen eine „deprimierende Familienatmosphäre“ vermögen. „Unsre Sitten sind das Reaktionärste in unserer Existenz“, heißt es an einer Stelle bei Ajaev. Übrigens gereicht es dem Sowjetroman zur Ehre, daß er nirgends Nachsicht mit lockeren Sitten hat. Die Liebesmoral ist sehr sauber. Vera Panova schildert in „Kroujilika“ wohl die Liebe zweier junger Menschen, die sich im Krieg begegnen und die beide mit einem anderen verheiratet sind; aber obwohl sie wie für einander geschaffen scheinen, finden sie beide doch schließlich, daß sie in ihr rechtmäßiges Heim zurückkehren müssen. Diese Szene ist mit verhaltener Bewegung und Wahrhaftigkeit geschildert und erreicht eine geradezu klassische Größe.

Im allgemeinen liegt es aber in der Natur des neuen russischen Romans, daß Liebesgeschichten darin keinen breiten Raum einnehmen, da das Hauptthema ja immer das Opfer des persönlichen Lebens für das Kollektiv ist. Nur Vera Panova macht darin eine Ausnahme; ihr ist es gelungen, einige Frauengestalten zu schaffen, in denen sich die ganze verborgene Glut der weiblichen Seele auch im sowjetischen Land spiegelt.

Die Frauen

Aber im ganzen haben die Frauen im heutigen Rußland gewiß nicht viel Zeit, die großen Liebenden zu spielen. Die Freiheit, die sie durch ihre persönlichen Studien oder als Handarbeiterinnen gewonnen haben, hat ihre Kehrseite in der Reduktion des Familienlebens auf ein Minimum. Als der Arbeiter Lukaschin in „Kroujilika“ vor dem Ereignis steht, Vater zu werden, schlägt er seiner Frau vor, sie solle, sobald er genug verdiene, aus der

Fabrik wegbleiben und zu Hause für Mann und Kinder leben. Sie aber wehrt das heftig ab, nein, niemals will sie die Fabrik verlassen, nie im Leben hat sie zu den „Unterstützten“ gehört, und sie würde sich vor Verzweiflung erhängen, wenn man sie zu den Hausfrauen zählen wollte! Die Verachtung, die auf dem Stand der Hausfrau lastet, läßt sie alle wünschen, nicht nur Hausfrau sein zu müssen.

Eine Folge dieser Verhältnisse ist es zweifellos, daß große Familien selten sind. Das Übliche scheint heute in Rußland das Zweikindersystem zu sein (genau wie in den Vereinigten Staaten!), und die Großmutter führt den Haushalt. Es war ein Traum der alten Revolutionäre, die Frauen aus der Sklaverei der Familie zu befreien. In Wahrheit haben sie, abgesehen von den wenigen, die wirklich eine Befreiung und Befriedigung in ihrem intellektuellen oder schöpferischen Beruf finden, nur die Sklaverei der Familie gegen die der Fabrik eingetauscht.

Schlußbetrachtung

P. Bosc hört mit diesem Punkt die Analyse der ihm vorliegenden sowjetischen Romane auf. Er erwähnt nur noch flüchtig zwei Aspekte, die in allen diesen Romanen eine große Rolle spielen: das Nationalgefühl und die Bewunderung der Schönheit, Weite und Herrlichkeit der russischen Erde; und das Gefühl der Verbundenheit aller Völker der Erde miteinander. Der russische Nationalismus ist in keiner Weise Rassenstolz.

Aber als Ergebnis dieser ehrlichen Analyse, die weiter nichts wollte, als wirklich verstehen, sieht nun P. Bosc das Leben des russischen Volkes unter dem sowjetischen Lebensideal in einer sehr interessanten Parallele; in Parallele zum jüdischen Volk zur Zeit des hl. Paulus. Das russische Volk lebt ebenso in der stets wieder aufgerufenen Erinnerung an einen Exodus und in der Erwartung eines Reichs. Der Exodus ist die Oktoberrevolution von 1917, deren Gedächtnis alljährlich mit Tönen der Begeisterung wie ein Paschafest gefeiert wird. Das Reich ist das Paradies der kommunistischen Gesellschaft, das verheißen ist und glühend ersehnt wird. Ganz Rußland ist zu einem riesigen Judentum geworden, dem seine Schriftgelehrten und sein fanatisierter Klerus (die kommunistische Partei) ein furchtbar schweres Joch auferlegt haben: ein hochmütiger Puritanismus regelt die Sitten, das Denken und das ganze Arbeitsleben, wenn man tatsächlich auch ein gehöriges Quantum Heuchelei erträgt. Ein Gesetz, das harte marxistische Gesetz, ist die Vorbedingung des Heils geworden. Gegenüber allen aber, die nicht dazugehören, ist diese Gesellschaft erbarmungslos, wie die Juden gegenüber den Unbeschnittenen.

Und auch die Stellung des Christen, so führt P. Bosc den Vergleich weiter durch, ist ähnlich wie die des Christen zur Zeit des hl. Paulus: er steht zwischen dem westlichen Heidentum und jenem neuen Judentum, beide reich an echten Werten, aber zwischen beiden hat er nicht zu wählen. Hinter dem großen Konflikt findet er den alten, zutiefst religiösen Gegensatz wieder, wie er im Römerbrief gezeichnet ist. Die russische Literatur verrät selbst unter der kärglichsten Hülle noch die zutiefst religiösen Bedürfnisse, die in dieser Gesellschaft schlummern: Sehnsucht nach menschlicher Gemeinschaft, nach persönlichem innerlichem Leben, nach Opfer für den Bruder. Doch aus der herrschenden „Gesetzesreligion“ könnte dieses Volk nur, wie damals, wiederum durch das neue Erklingen der Frohen Botschaft erlöst werden.